

Begegnung mit Jesus, dem Gottmenschen

Von Friedrich Wulf S.J., München

Generation um Generation hatte das gläubige Israel nach dem Messias gerufen. Nun ist er da. Er steht mitten unter ihnen. Johannes weist vor allem Volk mit eindrucksvoller Geste auf ihn hin: „Dieser ist es“. Wird das Zeugnis dieses anerkannten Gottesmannes nicht einen allgemeinen Jubel auslösen? Welcher fromme Jude hätte sich das anders vorstellen können? Aber das Echo bleibt aus. Keiner aus den Scharen, die zum Täufer gezogen waren, folgt ihm. Sie lassen Jesus allein. Hat er so wenig Eindruck auf sie gemacht? Oder hatten sie Angst vor ihm, so daß niemand sich ihm zu nahen wagte? Erst als Johannes „am folgenden Tage“ noch einmal zweien seiner treuesten Jünger zuflüsterte: „Seht, das Lamm Gottes!“, gingen diese zaghaft hinter Jesus her, unschlüssig, was sie eigentlich tun sollten. Der Herr spricht sie an und öffnet ihnen das Herz. Sie glauben an ihn. Endlich, denken wir. Hätten nicht alle von ihm überwältigt sein müssen? Er ist doch mehr als ein Mensch, er ist doch Gottes Sohn!

Das war der Anfang — unscheinbar und scheu. Aber nun scheint der Stein ins Rollen gekommen zu sein. Der Glaube der beiden zündet. „Wir haben ihn gefunden“, ruft Andreas freudig erregt seinem Bruder Simon zu. „Wir haben ihn gefunden“, wiederholt es Philippus, und auf den Zweifel Nathanaels fügt er stürmisch hinzu: „Komm und sieh!“ Schon die erste Begegnung mit dem Herrn war für sie beglückend. Was wird erst die Zukunft bringen? „Du wirst noch Größeres schauen als dies . . . Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: ihr werdet den Himmel offen und Gottes Engel über des Menschen Sohn auf- und niedersteigen sehen“ (Joh 1, 50 f.). Bald ist die Kunde von ihm in die entferntesten Winkel des Landes gedrungen. Auf die großen Zeichen hin, die Christus zu wirken beginnt, geht eine erwartungsvolle Erregung durch das Volk. Von überall her strömen sie herbei. Jeder möchte ihn sehen. Viele kommen aus Neugier, andere aber auch aus einem echten religiösen Verlangen. Sein Auftreten löst allenthalben die gleiche Freude aus (vgl. Joh. 4, 45). Staunen befällt die Menschen über seine Lehre und seine Taten. „Was ist das für ein Wort? Mit Vollmacht und Kraft gebietet er den unreinen Geistern, und sie gehorchen ihm“ (Lk 4, 36 par). Das „Gnadenjahr des Herrn“ scheint angebrochen zu sein (Lk 4, 19) und die Verheißung des Isaias in Erfüllung zu gehen: „Er hat unsere Gebrechen weggenommen und unsere Krankheiten getragen“ (Mt 8, 17).

Aber der Ton der Freude ist nicht rein. Es ist ein Mißklang darin. In denselben Menschen, die Jesu Kommen freudig begrüßten, die bei seinen Worten hoffnungsfroh aufhorchten und seine Taten bewunderten, regt sich auch der Widerspruch. Dieser ist nicht erst das Ergebnis einer langen Auseinan-

dersetzung. Er ist von Anfang an da. Man sieht es beim ersten Auftreten des Herrn in seiner Heimat. Mit gespannter Aufmerksamkeit hatten seine Landsleute ihm gelauscht. Er hatte sie in seinen Bann gezogen; sie waren ergriffen „und alle spendeten ihm Beifall und staunten über die lieblichen Worte, die aus seinem Munde kamen“ (Lk 4, 22). Aber ihr Staunen war zwiespältig. Es war zugleich ein Betroffensein, das Skepsis, Ärger und Mißtrauen verriet. „Sie sprachen: Woher hat er das? Und was ist das für eine Weisheit, die diesem gegeben ist? Und solche Wundertaten, die durch seine Hände geschehen? Ist das nicht der Zimmermann?“ (Mk 6, 2 f.). Als Jesus dann vollends ihre wahre Gesinnung aufdeckte, wurden sie zornig und verstießen ihn.

Was wir hier beobachten, wiederholt sich zu vielen Malen. Immer wieder ist es der gleiche Vorgang: Menschen erleben die so eigentümlich anziehende Nähe des Herrn und das Befreiende, an den Grund des menschlichen Leids Rührende seiner Botschaft. Aber im selben Augenblick, wo sie das Neue, Umstürzende und über die Welt Hinausweisende dieser Botschaft erfassen und den Anspruch seines Herzens spüren, stoßen sie sich an ihm und weichen wieder zurück. Das ist nicht nur bei der großen Masse des Volkes so, bei den Gleichgültigen und ewig Wankelmütigen, sondern auch bei denen, die sich aus der Menge herausheben durch den Ernst und die Aufrichtigkeit ihres Strebens, bis in den engsten Kreis der Jünger hinein. Bei der Verheißung des wunderbaren, eucharistischen Brotes stimmten auch sie begeistert in die Bitte ein: „Herr, gib uns immerdar dieses Brot!“ (Joh 6, 35). Als Jesus aber dann sich selbst als das Lebensbrot bezeichnete, das er ihnen zu essen geben wollte, murrten sie wie die anderen: „Diese Rede ist hart! Wer kann sie hören?“ (Joh 6, 60). Viele von ihnen zogen sich fortan von ihm zurück, so daß selbst die Zwölf vor die Entscheidung gestellt werden mußten: „Wollt auch ihr gehen?“ (Joh 6, 67).

Natürlich werden sie nicht gehen. Petrus spricht es für alle aus: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“. Im Grunde denken sie alle so: Er hat Worte des ewigen Lebens, — auch wenn sie sich an ihm stoßen und ihn sogar verlassen. Das ist das Eigenartige: die dem Herrn einmal begegnet sind — wenn sie nur wirklich auf ihn zugehen und ihm wenigstens einen schmalen Spalt ihres Herzens öffneten —, kommen von ihm nicht mehr los. Es muß in ihnen etwas passiert sein, was sich nicht einfach wieder auswischen läßt. Ihr Herz ist in Bewegung geraten und wird nicht mehr schweigen. Die Sehnsucht nach dem Heil, die schon immer irgendwie da war, ist wach geworden und ruft nach Erfüllung. Man sieht es am reichen Jüngling. Er kann sich zwar nicht zur ganzen Nachfolge des Herrn aufraffen, weil der Besitz ihn lähmt; er wird dem Herrn sogar zürnen wegen seiner unfaßbaren Forderung und des Anspruchs, der dahinter steht.

Aber er kann im tiefsten auch nicht mehr ohne den Herrn leben. Darum „ging er traurig von dannen“. Viele nehmen an Jesus Ärgernis und wenden sich von ihm ab. Aus Nazareth hat man ihn fortgejagt und in Judäa stellt man ihm nach. Zieht er sich selbst aber einmal zurück, dann läuft sofort alles wieder hinter ihm her, aus der heimlichen Furcht, er könnte sie verlassen und nicht mehr zurückkehren. Am Ende werden sie seinen Tod fordern und ihn aus Jerusalem hinausschreien. Sie können ihn nicht mehr sehen. „Fort mit ihm! Ans Kreuz mit ihm! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Alles, was sich in ihnen an heimlichem Widerspruch und Haß aufgestaut hatte, kommt nun zum Vorschein. Noch unter dem Kreuz lästern sie ihn. Als er dann aber endlich tot war „und die Volksmassen, die sich zu diesem Schauspiel eingefunden hatten, sahen, was geschehen war, da schlugen sie an ihre Brust und kehrten heim“ (Lk 23, 48). Bestürzt stellten sie plötzlich fest, daß mit seinem Weggang die Erde leer geworden und ihr Herz ausgebrannt war und ihnen nichts als die Reue und das Weinen blieben.

Was ist das nur für ein Geheimnis! Welch merkwürdige Zwiespältigkeit von Freude und Trauer, von Beseligung und Erschrecken, von begeisterter Zustimmung und heftigstem Widerspruch, von glühender Liebe und ebenso glühendem Haß! Fast alle, die Jesus in seinem irdischen Leben einmal nahe kamen, haben diese gegensätzlichen Bewegungen des Herzens in der einen oder anderen Form an sich erfahren. Zuerst laufen sie ihm nach und dann halten sie es bei ihm wieder nicht aus. Das eine Mal sagen sie: „Er hat alles wohlgemacht!“ (Mk 7, 37), und dann denken sie wieder: er ist besessen. Und beides liegt dicht nebeneinander, oft ohne Übergang. Das gleiche, was Bewunderung und Liebe hervorruft, weckt auch Unmut und Auflehnung. Ob das auch den Zeitgenossen Jesu selbst zum Bewußtsein gekommen ist? Und waren sie sich über die Ursachen ihres zwiespältigen Verhaltens klar? Woran nahmen sie eigentlich Ärgernis, und was reizte sie an der Person des Herrn, daß sie so an ihm irre werden konnten?

Vielfach werden sie es selbst nicht ganz durchschaut haben. Sie handelten spontan und instinktiv, wie bei einer Haßliebe, wo die ursprüngliche Zuneigung und Bewunderung aus einer tiefen Verletztheit und Bedrohung der eigenen Person heraus plötzlich in Abwehr und Feindseligkeit umschlägt. Aber ebenso wie hier einem oft blitzartig die Hintergründe und Motive des eigenen Verhaltens aufleuchten können, so gab es auch im Leben Jesu Situationen, in denen die Menschen seiner Umgebung klar erkannten und es auch aussprachen, woran sie sich bei ihm stießen. „Woher hat er das“, sagten sie. „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria und der Bruder des Jakobus, Joses, Judas und Simon? Und sind nicht seine Schwestern hier bei uns?“ (Mk 6, 3). Ähnlich ein anderes Mal: „Ist das nicht Jesus, der Sohn

Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie kann er sagen: Ich bin vom Himmel herabgekommen?“ (Joh 6,42). Der tiefste Grund ihres Widerspruchs und ihrer Gereiztheit ist also die Kluft, die sie zwischen der Niedrigkeit seiner Herkunft, der Gewöhnlichkeit seines Menschseins, und dem Überirdischen, Göttlichen seines Anspruchs und seiner Forderungen wahrnehmen. Wohl hatten sie Jesus große und wunderbare Zeichen wirken sehen, die sein Wort glaubwürdig machten und seine Sendung durch den Vater bezeugten. Aber das schienen sie vergessen zu haben, wenn Jesus in seinem göttlichen Sendungsbewußtsein etwas Außergewöhnliches sagte oder tat. Die Ungläubigen unter ihnen sprachen es dann offen aus und viele von denen, die an ihn glaubten, dachten es insgeheim: „Wie kann er so reden? Er lästert. Wer kann Sünden vergeben außer Gott allein?“ (Mk 2, 7). Bei solchen Äußerungen des Unwillens und der Anklage fühlten sie sich allerdings nie ganz wohl. Ihr Herz sagte ihnen im stillen: „Er hat Worte des ewigen Lebens“. Im nächsten Augenblick konnten sie daher schon wieder vor Staunen außer sich geraten und Gott laut preisend ausrufen: „So etwas haben wir noch nicht erlebt“ (Mk 2, 12). Erst allmählich begannen die Besten von ihnen zu erfassen, daß beides: Beseligung und Erschrecken, Begeisterung und Auflehnung, in einem Zusammenhang stehe und auf ein großes, göttliches Geheimnis zurückgehe, das diesen Jesus erfüllte.

In der Tat. Es war das Geheimnis des Gottmenschentums, das solch gegensätzliche Bewegungen hervorrief. In ihm ist die unendliche, unfassbare, in vielem so rätselhafte Liebe Gottes für uns Menschen sichtbar, spürbar und verstehbar geworden. Im Antlitz Jesu schauen wir das Antlitz des liebenden Vaters, in seinem Wort hören wir das Wort des Vaters und in seinem menschlichen Herzen schlägt uns das Herz des Vaters entgegen. Was Wunder, daß alle, die Jesus sahen, die ihn erlebten und mit ihm umgingen, sich von ihm angezogen fühlten, daß sie ihm nachliefen und bei ihm sein wollten! Auch im Alten Bund hatte Gott den Menschen seine Liebe in vielfältiger Weise offenbart. Aber sie war immer vom Schimmer seiner Majestät umgeben gewesen. Wer sich Gott liebend nahte, den erfaßte zugleich ein leises Zittern vor seiner Größe und Herrlichkeit. Hier aber war einer, der kam wie ein Mensch daher und benahm sich in allem wie ein Mensch. Er machte nichts aus sich. Man brauchte vor ihm keine Angst zu haben. Auch der ärmste Teufel durfte zu ihm kommen und ihm sein Herz ausschütten. Auf die belanglosesten Dinge ging er ein, ohne ungeduldig zu werden, und für jeden hatte er ein gutes Wort. Ob es die Kinder waren oder alte, gebrechliche Leute, Vornehme oder Geringe, Männer oder Frauen, Gesunde oder Kranke, er machte keinen Unterschied. Er verstand sie alle und sie verstanden ihn. Er griff ihnen ans Herz, weil er es immer genau dort berührte, wo es empfänglich oder heilbedürftig war. Er hatte wie keiner Nachsicht mit

ihren Schwächen und war schon glücklich, wenn der glimmende Docht des guten Willens wieder einmal aufflammte. Keinem trug er etwas nach. Selbst in seiner Souveränität, in der Kraft seines Wortes und im Machterweis seiner Wunder blieb er ganz Mensch unter Menschen. Er wollte sich nicht über sie erheben und nicht in einsamer Größe außerhalb ihrer Gemeinschaft stehen. Er kannte nicht das Zurschaustellen des eigenen Könnens. Er wollte nichts als den Menschen dienen und sie zum Vater hinführen. In allen Stunden seines Lebens behielt er darum ein menschliches Angesicht. Petrus ließ er ein Geldstück im Maul eines Fisches finden, als jener meinte, die Tempelsteuer zahlen zu müssen; am Grabe seines Freundes Lazarus weinte er, bevor er ihn mit Macht zu den Lebenden zurückrief. Das also war es, was die Menschen am Herrn so liebten, daß hier einer war, der zu ihnen zählte und zu ihnen hielt, einer, der das Herz des Menschen kannte und selber ein Herz hatte, einer, der das Los des Menschen wenden konnte und zu helfen gewillt war.

Aber indem sie sich mit dem Menschen Jesus einließen und ihm mit menschlichem Vertrauen begegneten, geschah etwas völlig Unerwartetes, etwas, an das niemand von ihnen gedacht hatte und denken konnte, auch wenn er in ihm einen großen Propheten oder wie viele den Messias sah. Obwohl Jesus nie aufhörte, ein Mensch zu sein, zeigte sich doch bald, daß er über alles menschliche Maß hinausragte. Er zog das Interesse nicht durch geheimnisvolle Offenbarungen über jenseitige Dinge und Zustände auf sich, wie man sie von der spätjüdischen Apokalyptik her kannte. Er sprach vielmehr schlicht und allen verständlich von nichts anderem als von Gott und dem Wandel nach seinen Geboten. Aber er sprach mit einer inneren Gewalt, die sie aufhören ließ. Er öffnete ihnen das alttestamentliche Gotteswort in einer Tiefe, die sie bisher nicht gekannt hatten. Und noch mehr! Er verkörperte selbst alles, was er verkündete, — in einer Weise, die über ihr Fassungsvermögen hinausging. Wohl war ihnen seit Kindertagen die Forderung des Gesetzes geläufig: „Seid heilig, denn ich Jahwe, euer Gott bin heilig“ (Lv 19, 2). Aber die meisten von ihnen hatten zu dieser Forderung bisher wie zu einem fernen Fixstern aufgeschaut. Wer vermochte sie zu erfüllen? Nun kam einer, der griff dieses Wort nicht nur auf (Mt 5, 48), wie es auch alle Gottesmänner vor ihm getan hatten. Der machte es in einer Buchstäblichkeit und Vollkommenheit wahr, die erschrecken ließ. In ihm sah man leibhaftig, was das bedeutet, wie der Vater im Himmel heilig zu sein. Niemals hatte man an ihm eine Sünde beobachtet. Aber auch das war nur der Anfang der Überraschungen. Forderungen, die dem sündigen Menschen hart und gewaltig erschienen, hatten auch die großen Propheten gestellt, zuletzt noch der Täufer. Aber niemand vor ihm hatte diese Forderungen mit seiner eigenen Person verknüpft. Das aber tat Jesus. Eben

dadurch überforderte er die Menschen in einem fort. Er verlangte von ihnen einen Glauben an seine Person, wo er menschlich gesprochen schon nicht mehr gerechtfertigt war. Bald schalt er seine Jünger im sturmgepeitschten Boot, weil sie in einer wirklichen Lebensgefahr um Hilfe geschrien hatten, bald gab er ihnen den Auftrag, von wenigen Broten an eine vieltausend köpfige Menge auszuteilen, so daß alle satt würden. Petrus hieß er über die Wogen zu sich kommen und einem königlichen Beamten, der ihn zu seinem sterbenden Kind gebeten hatte, sagte er nur das eine Wort: „Geh hin, dein Kind lebt“. Je mehr er seine göttliche Herkunft offenbarte, um so überfordernder wurde er. Um seinetwillen sollte man alles verlassen und es für das Höchste erachten, sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken. Schließlich wollte er den Menschen alles sein: Wahrheit und Weg, Licht und Leben. Ist das noch zu verstehen?

Nein! Mit rein menschlicher Einsicht nicht mehr! Im Gegenteil! Mußte Jesus den Menschen seiner Zeit nicht geradezu wie eine Bedrohung ihres Daseins vorkommen? Sprengte er nicht alle Maße des Menschseins, er, der doch auch nur ein Mensch schien? Wenn er wie ein Gott gleichsam von außen gekommen wäre, hätte man ihn vielleicht verstanden; — aber so? Verlangte er nicht Unmögliches, indem er sich als Vorbild für alle hinstellte? Wer konnte denn mit ihm Schritt halten? Wer so wie er auf Erden und zugleich im Himmel leben? Mußten da nicht alle irdischen Ordnungen in ihrer bisherigen Gestalt fragwürdig werden? Von Ehe und Familie, von irdischem Beruf und Besitz? Wir sprechen so gern mit einer gewissen Überheblichkeit von den vielen Zweiflern im Leben Jesu, von der unzuverlässigen Masse, die heute *Hosanna* ruft und morgen *Crucifige*. Aber bilden wir uns nichts ein! Hätten wir ihn vielleicht verstanden, wo doch selbst seine eigene Mutter ihn nicht mehr verstand — als er ohne etwas zu sagen im Tempel zurückblieb —, auch nachdem er ihr erklärt hatte, daß er in dem sein müsse, was seines Vaters sei? Hier erst wird klar, daß der Glaube eine Gnade bedeutet und nicht auf menschlicher Einsicht beruht. Und welche Gnade! So unsagbar groß, daß der Herr es jedesmal wie ein Fest feierte, wenn er auf den vorbehaltlosen, reinen Glauben stieß. „Wahrlich, einen solchen Glauben habe ich noch nicht gefunden!“ „Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas!“

Jeder von uns steht in seinem christlichen Leben vor dem Geheimnis des Gottmenschentums. Jeder von uns erlebt daher auch etwas von der Beseligung und dem Widerspruch, die dieses Geheimnis auslöst. Wer sich Jesus hingibt, erfährt eine große Erfüllung, wird aber auch aus der Geborgenheit eines bloß irdischen Daseins herausgerissen und in eine Weite gestellt, die Angst einflößt. Nur der Glaube wird ihm den Mut geben, dem Herrn in diese göttliche Weite zu folgen.